

Liebe Festgesellschaft –

Wie wird man Verleger? Die einfachste Antwort lautet: Man erbt oder leiht sich möglichst viel Geld, bringt seine Ansichten über die Welt zu Papier und lässt diese dann drucken und – mit einem erfolgversprechenden Titel versehen – über den örtlichen Buchhandel verbreiten. Dabei ist zu beachten, dass die Herstellungskosten nicht über dem Ladenpreis liegen, weil sonst die Gefahr besteht, dass aus dem Ein-Mann-Verleger ein Ein-Buch-Verleger wird, der nur in den seltensten Fällen auf einen Eintrag in die Geschichtsbücher hoffen darf.

Nützlich ist ein Verlagsname, der in irgendeiner Weise mit der Antike in Verbindung steht: also Pegasus-Verlagsbuchhandlung, Diana- oder Minerva-Verlag, Edition Zeus oder die Bücher der Aphrodite, um die Nähe zum weiblichen Olymp anzudeuten – denn: Was immer in dem Buch drinsteht, es werden hauptsächlich Frauen sein, die es kaufen werden.

Eine früher verbreitete Version lautete: Man w i l l partout und unter allen Umständen Verleger werden, weil man der – heute leider nicht mehr populären – Ansicht ist, bestimmte ästhetische Einsichten durchzusetzen, koste es was es wolle. Paradebeispiel ist das Leben und Wirken von Samuel Fischer, einem bettelarmen jüdischen Burschen aus der Liptau, der sich Ende des 19. Jahrhunderts auf den Weg nach Berlin gemacht hat, um d e r Verleger nicht nur der neuen deutschen Literatur zu werden: von Gerhart Hauptmann über Arthur Schnitzler und Hugo von Hofmannsthal bis zu Thomas Mann – alle haben ihre Bücher, um nicht zu sagen: ihr Leben dem Herrn Fischer anvertraut, und obwohl die deutsche Politik und die sie stützende Gesellschaft alles getan haben, um seinen Namen aus dem Register der bedeutenden Verleger zu löschen, gibt es ihn bis heute.

Aber dem geglückten Beispiel stehen Dutzende von gescheiterten Versuchen gegenüber, auch hier in München, von Kurt Desch über Kindler und Limes und die Nymphenburger Verlagshandlung bis zu dem tapferen A1-Verlag, der als Aktionsraum für die österreichische Avantgarde begann und als Verlag für internationale Poesie ein Ende fand, weil zu einem bestimmten Zeitpunkt unserer gesellschaftlichen Entwicklung das Bekenntnis zur Poesie einem Bankrott gleichkam. A1 verschwand. Die meisten anderen unabhängigen Verlage dagegen wurden verkauft und verkloppt und rasiert und geschoren, bis von ihren einstigen Vorstellungen nichts mehr übrig war und sie sich in der immer länger werdenden Reihe der Kitschverlage wiederfanden, die sich nicht mehr durch ein Programm, sondern nur noch durch den Namen unterscheiden.

Und was hat Lothar „Lutz“ Schirmer, der im präzisen Sinne des Wortes weiße Elefant unter den unabhängigen Verlegern, der formstrenge Poet unter den Kunstbuchverlegern, anders, um nicht zu sagen: besser gemacht? Warum verzieht er sein Gesicht nicht unter lautem Klagen? Warum gibt er, ein Mann im besten Rentenalter, nicht nur nicht auf und macht sich einen fröhlichen Lenz? Und schließlich, mal unter Geschäftsleuten und hinter vorgehaltener Hand: Warum kann er es sich leisten, uns hier zum Essen und Trinken einzuladen, um den 50. Geburtstag seines Verlages Schirmer/Mosel in Saus und Braus zu feiern?

Offen gesagt, muss man den Begriff des Mythos bemühen, weil alle rationalen Erklärungen nicht ausreichen, um die Gründung, vor allem aber den andauernden Erfolg seines Verlages zu erklären. Ich selbst habe mich oft bei ihm und in seiner unmittelbaren Umgebung nach genaueren Auskünften bemüht, aber immer entweder das typisch lutzhafte Schulterzucken zur Antwort erhalten oder eben das Eingeständnis gehört, nichts Genaueres wisse man nicht.

Bei Wikipedia erfährt man, dass er vor fast achtzig Jahren in dem thüringischen Ort Schmalkalden geboren wurde und damit nach Martin Luther der berühmteste Sohn dieser Stadt ist – und es noch für lange bleiben wird, wenn die Zeichen der Zeit nicht trügen.

In Schmalkalden, das nicht nur unter dem 30-jährigen Krieg gelitten hat, gibt es ordentliche Gasthäuser, in denen noch heute die Thüringer Klöße im Angebot sind, es gibt ein Renaissance-Schloss, großartige Kirchen, eine einst berühmte Marzipan-Fabrik, die zu DDR-Zeiten das Persipan als Ersatz einführte, und viele schöne Fachwerkhäuser, aber von einem Schmalkalder Verlag oder auch nur einer Edition Schmalkalden, die Lutz sich als Vorbild hätte nehmen können, ist nichts bekannt. Nicht einmal Wikipedia kennt auch nur einen schmalkaldischen Schriftsteller oder Maler.

Und da von einem unaufgeklärten Bankraub in Schmalkalden nichts bekannt ist, weil das Kapital der Schmalkalder Volksbank, auch als „Effenberg-Bank“ zu unrühmlichen Ehren gekommen, durch einen ruinösen Expansionskurs sich aufgelöst hat, muss der junge Lutz es sich auf andere Weise zu verschaffen gewusst haben. Apropos Effenberg: Da der ehemalige Mittelfeldstratege wegen seiner katastrophalen Beratung für einen Ehrenbürger nicht in Frage kommt, sollte der Stadtrat von Schmalkalden eine Berufung von Lutz Schirmer in Erwähnung ziehen. Und da wir gerade bei der Verteilung von Ehrentiteln sind, möchte ich, in Anwesenheit des Kulturreferenten, beantragen, Lutz Schirmer den Kulturellen Ehrenpreis der Stadt München zuzuerkennen – aber wahrscheinlich ist dies schon beschlossen und nur noch nicht veröffentlicht worden.

Kurzum: Der Mythos geht so, dass der junge Lutz Schirmer sich zunächst mit Haut und Haaren einem Studium der Betriebswirtschaft unterworfen hat, das er mit einer sagenhaften, aber bis heute nicht publizierten Abschlussarbeit zu dem Thema „Die gewissenhafte Buchkalkulation in kulturell anspruchsvollen Verlagen als unbestechlicher Wegweiser in den Ruin“ mit summa cum laude

abzuschließen wusste. Zusätzlich zu seinem anspruchsvollen Studium verrichtete der junge Herr Schirmer noch einige Minijobs, mit denen er sich ein kleines, aber nicht unansehnliches Zubrot zu verdienen wusste. Aber statt diese Gelder – wie es seine BWL-Kommilitonen ihm dringend rieten – in Aktien der von seinem Vater geleiteten Vulkan-Werft zu investieren, kaufte der Student Zeichnungen des an der Düsseldorfer Akademie lehrenden Joseph Beuys, der damals gerade dabei war, seinen Ruf zu verlieren – oder eben einen anderen, auf der ganzen Welt beachtet zu gewinnen, wie Lutz Schirmer es interpretierte. Rau hieß der Ministerpräsident, Johannes Rau, der die nicht besonders angenehme Aufgabe hatte, Prof. Beuys zu erklären, dass dessen erweiterter Kunstbegriff mit dem an der Akademie herrschenden nicht zu vereinbaren war.

Diese Zeichnungen – die in ihrer Klarheit und an Höhlenzeichnungen gemahnenden Einfachheit bis heute nichts von ihrer unmittelbaren Schönheit verloren haben – bildeten den Grundstock für das erste Buch des Verlegers Lothar Schirmer, der vor 50 Jahren zusammen mit Erik Mosel den Verlag ins Handelsregister eintragen ließ. Damit endet der Mythos, und die steuerlich belegbare Zeit der eintausendfünfhundert Veröffentlichungen beginnt, die bis heute anhält und hoffentlich noch lange dauert. Wenn es nicht so komisch klänge, könnte man ganz unironisch von einer steilen Unternehmerkarriere sprechen.

1973/1974 war ein nicht ganz schlechtes Jahr für einen Beginn, eine Wende, denn alles war in Unordnung geraten. Picasso war gestorben, aber auch Walter Ulbricht, Ingeborg Bachmann und Pablo Casals; die Sowjetunion hatte Alexander Solschenizyn ausgebürgert, immerhin, heute wäre er umgebracht worden, Rostropowitsch verließ sein Land freiwillig. Willy Brandt trat zurück und machte den Stuhl frei für Helmut Schmidt, in Portugal fand die Nelkenrevolution statt; in Chile ein Militärputsch, auch Nixon musste weichen, Watergate hat ihn zu Fall gebracht, der Jom Kippur-Krieg warf einen langen Schatten, Golda Meir war zurückgetreten – ja, damals traten

israelische Ministerpräsidenten noch zurück – und die erste große Ölkrise ließ Zweifel aufkommen an der Idee des ungebremsten Fortschritts. Die Grenzen des Wachstums schienen erreicht zu sein. Auch damals schon wurde Caspar David Friedrich gefeiert, sein 200. Geburtstag; Vicki Leandros sang, wie auch heute noch, ihr Lied „Theo, wir fahr'n nach Lodz“ und die Mehlschwalbe schaffte es – wenn auch mit großer Mühe – zum Vogel des Jahres.

Auch eine neue, intellektuell anders gestrickte Generation betrat die Bühne: Steffi Graf, Heidi Klum und Monica Lewinsky wurden geboren, der FC Bayern wurde zum 4. Mal deutscher Meister und der Retter der Bundesliga erblickte in Krumbach das Licht der Welt: Thomas Tuchel.

In dieser Zeit lernte ich den Verleger Lothar Schirmer kennen, der nach seinem kleinen ersten Beuys-Buch gleich ein paar solide Pflöcke eingerammt hatte, um sein Feld zu markieren: Von 1975–1977, also innerhalb von drei Jahren, erschienen ein Werkverzeichnis der Multiples von Beuys, Bücher mit Photographien von August Sander, Heinrich Zille, Herbert List, den Bechers, Helmut Newton, das Café Lehmitz von Anders Petersen und ein Band mit Photographien von Weegee, dazu die ersten photographischen Städteansichten, Frankfurt, München und Rom. Und obendrauf die Photo-Essays von Wolfgang Kemp, die meines Wissens in vielen Auflagen bis heute lieferbar sind und der als Autor und Herausgeber bis heute das Programm prägt. Spätere Generationen sollen entscheiden, ob die Aussage stimmt, dass trotz Bauhaus und anderer Bemühungen, die allesamt in Kemps großem Kompendium der Photographie verzeichnet sind, erst mit Lothar Schirmers Publikationen die Photographie in Deutschland endgültig in den Rang von Kunst gehoben wurde. Laszlo Glozers Buch über die Photographien von Wols zeigte sehr deutlich, wo einst die Schnittstellen zwischen Kunst, Reklame und technischer Reproduzierbarkeit lagen.

Ich war damals auch mit dem anderen deutschen Kunstverleger der Moderne befreundet, Ernst Brücher von DuMont, der zweimal im Jahr eine Ochsentour durch die großen Finanz- und Versicherungshäuser machen musste, um den geschmackvollen van-Gogh-Sonnenblumen-Kalender und die reizvollen Liebespaare aus dem Shtetl von Marc Chagall als Jahresgaben unter die Leute zu bringen, um mit dem Geld sein DuMont-Studio mit Cage und Schnebel, Nam June Paik und Dieter Rot zu finanzieren. Damals warben die Banken noch mit Kunst von van Gogh und Chagall um Kundschaft, heute müssen die Kunden der Bank Zinsen zahlen, damit die Banker am Jahresende ihren Bonus erhalten, mit dem sie sich ein paar Bilder der Moderne kaufen können.

Ernst Brücher beneidete den „Klein-Verleger“ Lothar Schirmer, der seine Bücher ohne Schnickschnack, meist Schwarz auf Weiß und mit einem klaren Layout verlegte, mit einer stets wiederkehrenden Umschlagschrift – ein Schirmer-Buch war in seiner klaren Anmutung von Anfang an etwas Besonderes – und wurde auch bald als solches wahrgenommen: Nicht nur in Deutschlands Buchläden sah man das Weiß der Schirmer/Mosel-Bücher in dem Meer von erdrückender Buntheit aufscheinen.

Man muss im Kopf behalten, dass damals zwei Tendenzen den Kunstbuchmarkt durcheinanderbrachten: Erstens der manchmal hypertroph auftretende Ehrgeiz von Museen und Städtischen Galerien, von Kunstvereinen und Stiftungen, Kataloge zu produzieren, die so schwer und umfassend gebildet waren, als wollten sie einem das Selbersehen austreiben. Es musste schließlich im fernen Finnland das Ikea-Regal erfunden werden, um diese vierspaltigen, mit Gruß- und Vorworten, Segens- und Danksprüchen versehenen, wissenschaftlich natürlich einwandfreien, gelegentlich sogar zweibändig daherkommenden Wälzer zu Hause unterzubringen, die in kein normales Regal passten und für Wochen den Küchentisch belegten. Die vielen jungen Menschen, die nach der ermüdenden Politisierung der Lebenswelt damals endlich Kunstgeschichte studieren durften, mussten natürlich beschäftigt werden, also wurden die Eintragungen länger und breiter und – wahrscheinlich oder hoffentlich –

auch klüger; kein normaler Museumsbesucher konnte oder wollte diese Massen an Text lesen. Und da er oder sie die Bilder wegen des Andrangs zu den großen Ausstellungen ohnehin nicht gesehen oder nur gestreift hatte, blieb am Ende nur der Name auf den breiten Rücken: Rembrandt vom Rhein, Caravaggio von der Piazza Navona und El Greco, der sich angeblich auf Mallorca niedergelassen hatte.

Die zweite Tendenz, die sich damals durchsetzte, war eine Art und Weise über Bilder oder Kunst überhaupt zu sprechen, die man als post-strukturalistische, neo-linguistische, um nicht zu sagen übertemperierte Andeutungsphilosophie der Kunst bezeichnen könnte: ein begrifflich hochgerüstetes, abstraktes Kompott aus den verschiedensten Wissenschaftsjargons, das lange gereift und bereits im Gärungsprozess war. Einen wie den von Lothar Schirmer besonders geliebten und mit seinem Gesamtwerk verlegten Künstler wie Cy Twombly, den poetischen Übersetzer der Antike, hat es besonders hart getroffen. Nach dem tastenden, verspielten Essay von Roland Barthes, der gewissermaßen in Kreisen um den Maler herumgetrippelt ist, um ihn von allen Seiten zu erfassen, entstand eine Woge von unverständlichen Zeichen, höher als die Woge von Hokusai, die alles Feine, Zarte, Angedeutete, Nebensächliche, Verwischte und kaum noch Wahrnehmbare in den Bildern von Twombly zuschüttete. Ich weiß nicht, ob es diese Sprache immer noch gibt, weil ich ihr weiträumig aus dem Weg gehe – allerdings immer in Gefahr, in Berührung mit der anderen Sprache über Kunst zu geraten, die erfunden wurde, um sie vollends zu vernichten: die Sprache des Geldes. Aber Ekel beiseite, wir feiern Geburtstag.

Ob diese beiden Weisen, sich der Kunst zu nähern – die katalogschwere und die jargonbelastete – unsere Sensibilität gefördert haben, ob wir durch sie anders oder gar besser sehen, kann ich nicht entscheiden, ich weiß nur, wie wohltuend es ist, die weitgehend jargonfreien Texte in Schirmer/Mosel-Büchern zu lesen – ich erinnere nur an die bei Schirmer verlegten Bücher von Cees Nooteboom oder an die Texte von Wolfgang Kemp.

Wenn man den gerade erschienenen Gesamtkatalog mit seinen 1500 Veröffentlichungen durchblättert, kommt man aus dem Staunen nicht heraus. Was wir in der Zeit, also langsam, Buch für Buch wahrgenommen haben, drängt sich nun auf 470 Seiten zusammen. Joseph Beuys ist Lothar Schirmer treu geblieben, noch weit über den Mord nicht in – sondern an der Badewanne hinaus. Aber was noch alles vor B wie Beuys kommt und wir in den letzten Jahrzehnten gelesen oder zumindest angeschaut haben: von Berenice Abbotts Photographien aus dem New York der dreißiger Jahre und dem Buch von James Agee und Walker Evans über Landarbeiterfamilien in dieser Zeit, denen später noch die grandiose Monographie über Evans von Svetlana Alpers folgte; von den bis dahin unbekanntem Photographien von Josef Albers bis zu Diane Arbus, von Ellen Auerbach bis zu Eugène Atget. Aber auch der schöne Band mit Zeichnungen und Portraits von Antonin Artaud, der damals Furore machte, oder die Serie von Büchern, die dem Werk Richard Avedons gewidmet waren.

Das Schöne an Gesamtkatalogen ist ja das Aufeinandertreffen von unterschiedlichen Temperamenten, wenn also die asketischen Bechers sich mit den erotischen Photographien Hans Bellmers eine Seite teilen müssen oder Joseph Beuys für immer den Liedern von Björk lauschen darf.

Unsterblich geworden ist der Verlag natürlich mit den großen Künstler-Editionen: neben Beuys, Anselm Kiefer und Twombly die Bücher über Blinky Palermo, Balthus, Hopper und Baumgarten; und neben Sander und den Bechers die wunderbaren Serien von Candida Höfer und Thomas Struth, von Elger Esser, Cindy Sherman und Peter Lindbergh, von Robert Mapplethorpe und Helmut Newton bis zu Wim Wenders. Und dazwischen die Überraschungen, die ich so liebe: das große Buch über Käfer und andere Kerbtiere, die Scherenschnitte von Philipp Otto Runge, Collodis Pinocchio oder Agambens Pulcinella, die Bilder vom Garten von Eichstätt oder die häuslichen Höllen von Chas Addams, die beeindruckende Serie zu Leonardo und zu Caspar David Friedrich, aber auch Solitäre wie die Zeichnungen und



Pilzdrucke von Peter Handke oder der monumentale Solitär, den Armin Zweite dem Maler Gerhard Richter gewidmet hat.

Die sechziger und die siebziger Jahre waren – darauf hat Laszlo Glozer, damals Redakteur für bildende Kunst bei der SZ, hingewiesen – von der Grundüberzeugung durchdrungen, dass die Welt veränderbar sei. „Utopie“ – schreibt er, der 1956 aus Ungarn geflohen war – „war nicht nur ein Wort, sondern zeigte sich in der Ausweitung der künstlerischen Aktivität, der Verbindung von Kunst und Leben, auf vielfältige Weise“.

Wie Lutz Schirmer in diesem unsicheren Klima des Aufbruchs seinen Verlag fünfzig Jahre lang mehr oder weniger „rein“ gehalten hat, welche Strategien er angewendet hat, um den Kitsch und die Sauce von seiner Produktion fernzuhalten, bleibt für uns ein Rätsel und für ihn sein Geheimnis. Vielleicht können wir im nächsten Jahr, wenn der Verleger seinen 80. Geburtstag feiert, etwas mehr Licht in seine persönlichen Betriebsgeheimnisse bringen. Was wir heute schon sagen können: Du hast mit Deinen klugen Mitarbeitern einen der schönsten, originellsten Verlage in Deutschland aufgebaut – und den besten in München sowieso.

Nun haben sich die Zeiten aber wieder einmal dramatisch geändert, und nicht zum Besseren: Auf der Straße, in den Institutionen, an den Universitäten und in den Redaktionen, aber auch in den für die Kunst reservierten Bereichen bleibt kein Stein mehr auf dem andern, und wir beide, noch im Krieg geboren, haben gute Chancen, in einem Krieg zu sterben. Ich will das bei dieser festlichen Gelegenheit nicht weiter ausführen. Aber ich fürchte, die besten Zeiten für Kunst haben wir hinter uns.

Wenn nun aber ein sein ganzes Leben am Schreibtisch verbracht habender über 80-jähriger einem sein Leben ebenso in gebeugter Haltung an Schreibtischen verbracht habenden fast 80-jährigen Freund und Kollegen zuruft, die besten Jahre der Kunst haben wir hinter uns, dann kann das bei

manchen Zuhörern ein zwiespältiges Empfinden zurücklassen. Aber ich meine es ernst. Glaubt jemand noch – ohne Wenn und Aber, wie es Olaf Scholz so gerne ausdrückt – an einen Fortschritt der Künste? Die Dramen der Gegenwart versuchen jedenfalls alles, ohne die Empfehlungen und Echos von Kunst auszukommen. Wer würde denn nicht tot umfallen, wenn z.B. der Bayerische Rundfunk verlauten ließe, auf Grund der beispiellosen Vielfalt der aktuellen Kunst habe man sich entschlossen, eine wöchentliche Ein-Stunden-Sendung diesem Thema widmen zu wollen? Und an anderen Orten der Welt werden sogar ganz bewusst Museen bombardiert, um die Erinnerung an Kunst und Kultur zu zerstören.

Auch unter Verlegern übrigens gibt es schreckliche Menschen, Dumm- und Dusselköpfe, Langweiler und Schwätzer, die sich hinter ihren Remittenden verstecken, wenn es einmal ernst wird. Sie haben die Kunst nie verteidigt. Dein Name allein schon hat verhindert, dass Du mit solchen Hallodris in einen Topf geworfen werden kannst. Denn der Schirmer ist bereits im Mittelhochdeutschen nicht nur der Schirmherr, der Schützer und Beschützer, sondern auch einer, der auf Jahrmärkten mit einem großen Schild die Hiebe auffängt, die den Unschuldigen gelten. Den Rest kann man sich denken.

Aber zum Schluss noch eine persönliche Bemerkung: Dass Du mich sogar für würdig erachtet hast, an Deinem Glamour-Buch mitzuarbeiten, zeugt von deiner Großherzigkeit: Denn wir beide sind, wenn ich das so offen sagen darf, die einzigen mir bekannten Menschen in München, die ungeschoren, um nicht zu sagen: unbeleckt durch die sich ablösenden Modewellen, die du so tapfer aufgezeichnet hast, gekommen sind. Gott stehe Dir bei, wenn Du dereinst im Himmel in einem Deiner zerknitterten Sommeranzüge oder Deiner ausgebeulten Arbeitshose auf die Herrschaften triffst, die Du mit Deinen Büchern unsterblich gemacht hast: Balenciaga, Dior, Chanel, Versace, der verrückte Paco Rabanne oder Yves Saint Laurent, die allesamt nur noch durch Deine Monographien wenigstens ein visuelles Nachleben haben.

Lieber Lutz: ich meine, dass wir noch eine Weile am Leben bleiben müssen, um letzte Klarheit über diese geradezu theologische Frage nach der Zukunft der Künste zu bekommen. Ich sage es also trotz aller Vorbehalte: Ich wünsche Dir und Deinem Verlag und seinen lebenswürdigen Mitarbeitern noch ein paar gute Jahre und von jeder und jedem der hier versammelten Autorinnen oder Autoren – also auch von mir –, Photographinnen oder Photographen, Künstlerinnen oder Künstlern noch mindestens ein gutes Buch.

Hoch und lange sollst Du leben.